

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 4 (1820)

24 (12.6.1820)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-770086](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-770086)

Oldenburgische Blätter.

Nr. 24. Montag, den 12. Junius 1820.

Johann konnte nicht leben.

Eine alltägliche Geschichte, neu aufgelegt aus Möfers patriotischen Phantasien, Thl. 1. Nr. 29.

Hast du es dem Thorschreiber gesagt, Johann, daß er künftig seine schläfrigen Augen besser aufsperrn, und die Lügen unter Gottes Geleite, ich meyne die Frachtbriefe der Kaufleute, nicht so blindlings für Wahrheiten halten soll?

Ja, Herr Kriegsrath, aber die Leute müssen auch leben, und nach dem bekannten Sprichwort —

Kein aber, mein guter Kerl! das bitte ich mir aus; und noch weniger Sprichwörter, wenn sie auch aus deinem gestempelten ABC-Buch seyn sollten.

Je nun, ich sage ja weiter nichts, als der Mann kann von den hundert Thalern, die er des Jahres hat, nicht leben, und wenn er die Augen zu weit aufstut, so thum die Kaufleute den Beutel zu.

Schon wieder eine Sentenz. Aber weißt du auch wohl, Johann, was Leben sey? Leben ist, daß man lebt.

Aber wie? das ist die Sache. Der Minister klagt, daß er nicht leben kann; der General kann nicht leben; der Kriegsrath kann nicht leben; der Thorschreiber kann nicht leben; und vielleicht kannst auch du von dem Lohn, den ich ich dir gebe, nicht leben. Das ist mir ein Leben, wovon der Schluß ist: wir müssen Betrüger werden. Wenn ich dich zum Thorschreiber beförderte, und dies ist doch dein größter Wunsch, so würdest du ja auch nicht leben können.

Freylich nicht, Herr Kriegsrath; aber ich hätte denn doch bessere Gelegenheit, als jetzt, bey Ihnen, meine fünf Sinne zu gebrauchen. Wenn ich alsdann nur meine Augen des Tages einmal zuthue, so sehe ich weit besser, als wenn ich sie bey Ihnen Nacht und Tag aufsperr.

Und dennoch, du magst es mir nur auf mein Wort glauben, wirst du nicht leben können. Der König hörte einmal, daß ein Gartenjunge sich beschwerte, er könne nicht leben. Er machte



ihn darauf zu seinem Hofgärtner; er konnte wieder nicht leben. Er kam als Secretair bey der Gartencanzley; noch konnte er nicht leben. Er wurde endlich Oberintendant aller Gärten und Lustschlösser; und nun glaubte der König, er würde gewiß leben können. Aber nein; Bob, so hieß er, hielt jetzt Kutzen und Pferde; er hatte Bediente; hielt Tafel, und Spette, als wenn er große Lieferungen gehabt hätte; und wie ihn sein Herr fragte, ob er nun leben könne, so gab er ihm zur Antwort: Ach! gnädigster Herr, der Staat erfordert heutiges Tages so viel; es gehört so vieler Ueberfluß zum Nothwendigen; man wird so wenig geachtet, wenn man nicht seinem Range gemäß lebt; die Frauen sind solche kostbare Puppen; und die Kinder, wenn ich sie standesmäßig erziehen soll, erfordern so viel, daß es unmöglich ist, als Intendant des Jahrs mit zweytausend Thalern auszukommen. — Ich wette, Johann, du würdest auch Bob und wohl gar Herr von Bob werden, wenn du erst ein paar Jahre Thorschreiber gewesen wärst.

Das käme auf die Probe an, Herr Kriegs Rath. Indessen ist es doch so gut, als eine gestempelte Wahrheit, daß, wenn die Frau Visitatorin einen Hut mit zwen Schwungfedern trägt, meine künftige Liebste als Thorschreiberin doch wenigstens eine Feder auf ihrem Hute haben muß, und daß die Borde an dem Umschlagetuch meiner Frau doch nothwendig halb so breit seyn muß, als die der Frau Visitatorin.

Just so philosophierte Bob auch. Weißt du aber auch wohl, was er sagte, als er im Zuchthause von seiner Hände Arbeit leben mußte? Bin ich nicht ein erzdummer Narr gewesen, sagte er, daß ich mir gerade die größten Narren zu Mustern gewählt habe? — Ich dachte also, mein lieber Johann, wenn die Frau Visitatorin kollerte, so wüßte die Frau Thorschreiberin dermal ein Verstand genug besitzen, sich nach ihrer Decke zu strecken. Du thust aber wohl am besten, daß du das Heyrathen noch eine Zeitlang aufschiebst. Denn wirklich die Weiber sind es jetzt, welche die Männer ins Zuchthaus bringen; und du könntest ohne das leicht dahin kommen, wenn du die Augen so oft verschlößest.

Ach, Herr Kriegs Rath, das hat gute Wege. Meine künftige Liebste kann sticken, und wenn sie sich fleißig dabey hält, wohl so viel verdienen, als ihr Puz kostet. Und wem der König ein Amt giebt, dem giebt er auch zu leben; dies erfordert die Billigkeit, die Gerechtigkeit und, was das vornehmste ist, sein eigenes Interesse. Denn wer nicht gut lohnt, wird auch nicht gut bedient.

Nun kein Wort mehr, ich mag das Gewäsche nicht mehr hören. Dein Bruder ist Küster, und zieht dreymal in der Woche die Glocke. Er hat also ein Amt; und nun soll ihn das Amt auch ernähren? Das wäre eine erschreckliche Sache. Wenn Bediente, die alle Stunden des Tags, und noch manche der Nacht ihrem Herrn aufopfern müß

fen, von diesem fordern, daß er ihnen nach dem Stande, worin er sie setzt, zu leben gebe, so ist ihre Forderung gerecht. Allein, daß der Mann, der ihm alle Monat ein Paar Schuhe macht, sogleich von diesen zwölf Paar Schuhen leben will, das ist unerträglich. — In dessen, gehe hin, und sage dem Thorschreiber, daß ihn der König seines Dienstes in Gnaden entlassen, und dich wieder an seine Stelle gesetzt habe. —

Wer war vergnügter als Johann? — Er ward Thorschreiber, und konnte

nicht leben. Er heyrathete die Kammerjungfer der Frau Kriegsräthin, und konnte noch nicht leben. Sie sticte den ganzen Tag, und er that alle Tage zweymal die Augen zu; und doch konnten sie alle Hüthe und Shawls, welche die junge Frau Thorschreiberin gebrauchte, nicht bezahlen. Die Haushaltung ging zu Grunde, und der Thorschreiber kam, weil er die Augen zu oft verschlossen und in die unrechte Casse gegriffen hatte, ins Zuchthaus. Nun konnte er leben.

Noch ein Wort über Crucifixe und Heiligenbilder.

(s. Jahrg. 1818. Nr. 29. und 32. Jahrg. 1819. Nr. 46.)

Der in den oben bemerkten Stücken dieser Blätter geäußerte Wunsch wegen Verbesserung der Crucifixe und Heiligenbilder in den Kreisen Bockta und Cloppenburg ist allerdings sehr der Berücksichtigung werth. Haben aber die Einsender jener Bemerkungen auch wohl gehdrig über die Schwierigkeiten bey der Ausführung desselben nachgedacht? — Man kann die Anzahl der Crucifixe und Heiligenbilder in den gedachten Kreisen sicher auf 1000 annehmen. Ein, nicht von einem unwissenden Tischler oder Zimmermann auf dem Lande, sondern in Münster verfertigtes einigermaßen erträgliches Bild wird schwerlich unter 50 Rthlr. zu haben seyn; und daß für einen so geringen Preis noch immer kein wirkliches Kunstwerk

geliefert werden könne, ist jedem Kenner bekannt. Es würden freylich nicht allenthalben neue Bilder nöthig seyn; aber wo dies nicht der Fall ist, sind doch Reparationen erforderlich. Auch würden noch die Kosten des Transports und der Errichtung hinzukommen, und manches Bild würde weit über 50 Rthlr. kosten. Bey einer allgemeinen totalen Verbesserung in dieser Hinsicht würde man also füglich 50 Rthlr. auf jedes Bild rechnen können, welches für beyde Kreise eine Summe von 50,000 Rthlr. betragen würde. Zur Herbeschaffung einer so großen Summe würden sich die Einwohner schwerlich entschließen, um so weniger, da die Bilder der Verwitterung ausgesetzt sind, und also nach 50 Jahren wieder



um eine ähnliche Summe erforderlich seyn würde; auch müssen die meisten Bilder nicht von Corporationen, sondern von Einzelnen unterhalten werden.

Es werden übrigens unter den Landeuten sehr wenige seyn, die durch eine schlechte Abbildung in ihrer Andacht gestört werden; indem fast keiner von bessern Vorstellungen einen Begriff hat. — Besser wäre es jedoch allerdings, wenn dem Spötter keine Gelegenheit zu Bemerkungen, die leicht Anstoß erregen können, dargeboten würde. Da nun aber, wie eben erwiesen, eine wirkliche Verbesserung unausführbar ist, so würde die angemessenste Verbesserung folgende seyn. Man nehme alle Bilder weg, und setze an deren Stelle ein ganz einfaches Kreuz, welches wenig Kosten verursachen wird, leicht zu repariren ist, und den Zweck, den Wanderer zum andächtigen Nachdenken zu veranlassen, hinlänglich erfüllet. Die äußerst wenigen, wirklich guten Abbildungen setze man in die nächste Kirche, wo sie vor fernerm Verwittern geschützt sind. Will und kann eine Gemeinde die nicht geringen Kosten aufbringen, so lasse sie sich ein wirkliches Kunstwerk von einem Bildhauer oder Mahler verfertigen, und setze solches in die Kirche. Will ein Einzelner sich bey der häuslichen Andacht durch den Anblick einer Abbildung des Erlösers dessen Leben und Leiden lebhafter ins Gedächtniß zurückrufen, so fehlt es nicht an guten Kupferstichen, die jeder sich leicht verschaffen kann, und

die uns für eine sehr geringe Summe Geldes etwas viel vollkommneres liefern, als eine weit theurere plastische Abbildung (es sey denn, daß man Hunderte und Tausende daran zu wenden im Stande ist) uns darbieten kann.

Besitzen wir gleich keine wahrhafte Abbildungen von Christus, so können die durch eine uralte Tradition gleichsam geheiligten würdigen Vorstellungen auf alten Gemälden, die jetzt in Kupferstichen mannigfaltig nachgeahmt sind, dennoch zur Erhöhung der Andacht dienen.

Der Behauptung, daß wir keine wahrhafte Abbildungen von Christus besitzen, wird vielleicht mancher eine im J. 1806. in Wien von dem Professor Jacob Kaiserer und dem Kupferstecher Sebastian Langer herausgegebene Schrift, unter dem Titel: „Nachricht von einer wahren Abbildung des Angesichts unsers Herrn Jesu Christi,“ oder andere ähnliche Schriften entgegensetzen. Es ist indeß schon mehrmahls und noch kürzlich wiederum von einem gelehrten Theologen gezeigt worden, daß diese ganze Nachricht bloß auf einem frommen Betrüge sich gründet. Es ist übrigens der in der gedachten Schrift von dem Kupferstecher Langer angekündigte Kupferstich nicht schlecht, und für den sehr wohlfeilen Preis von 36 Kreuzern (in kleinen Formaten zu 24 und zu 12 Kreuzern) zu haben.

Am 19. Dec. 1819.



Anfrage wegen des Alters der Hufeisen.

In dem alten Italiänischen Werke, betitelt Cento novelle antiche, findet man folgende Fabel vom Fuchs, Wolf und Maulesel:

Ein Fuchs begegnete einem Maulesel. Da er ein solches Geschöpf noch nie gesehen hatte, erschrak er und entfloh. Er fand einen Wolf, und diesem erzählte er, daß er ein ganz neues Thier, dessen Namen er nicht wisse, gesehen habe. Der Wolf sprach: „Mir kommt die Lust an, es zu betrachten; laßt uns hingehen!“ Sie suchten den Maulesel auf, der dem Wolf eben so unbekannt war, als dem Fuchse. Der Fuchs fragte den Maulesel um seinen Namen, und erhielt zur Antwort: „Ich weiß ihn wahrlich nicht auswendig; aber wenn du lesen kannst, so lies ihn auf meinem rechten Hinterfuß!“ Der Fuchs erwiderte: „Wie gern wollte

ichs, wenn ich nur lesen könnte.“ — „Laß mich nur,“ sprach jetzt der Wolf, „ich kann fertig lesen!“ Der Maulesel zeigte ihm die Unterfläche seines Hufes, dessen Nägel gleichsam Buchstaben vorstellten. Der Wolf sagte: „Ich kann's nicht recht erkennen.“ — „Tritt näher,“ antwortete der Maulesel; „die Buchstaben sind etwas klein.“ Der Wolf reckte nun den Kopf nahe hinzu, bekam aber plötzlich einen so verberben Schlag, daß er todt liegen blieb. Der Fuchs schlich von dannen, und sagte: „Nicht jeder, der lesen kann, ist geschickt.“

Diese Fabel könnte einem Beitrag zur Geschichte des Alters der Hufeisen abgeben. — Wann sind jene alten Italiänischen Novellen geschrieben?

Greve.

Beantwortung der obigen Frage.

Die Cento novelle antiche gehören zu den allerältesten Italiänischen Schriften. Die Italiänischen Literatoren Fontanini, Apostolo Zeno und andere wissen jedoch ihren oder ihre Verfasser oder Sammler nicht zu nennen, und das Jahr, worin sie niedergeschrieben sind, läßt sich nicht genau angeben. Gewiß ist es, daß sie älter sind als Dante und Boccac, jedoch, nach einem darin vorkommenden geschichtlichen Da-

tum, nicht älter, als höchstens vom J. 1260., seyn können, und folglich ungefähr zwischen 1260. und 1300. gesammelt seyn müssen. Die darin vorkommenden Erzählungen sind jedoch vermuthlich zum Theil aus ältern Provenzalischen übersetzt; mehrere derselben findet man auch in den ungefähr gleichzeitigen Deutschen Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger; andere sind aus ältern Lateinischen Sammlungen



entlehnt und verändert. Gedruckt ist das Werk zuerst in Rom im Jahr 1494. Die neueste Ausgabe (oder eine der neuesten) ist in Turin 1802. erschienen.

Die obige Fabel beweist also allerdings, daß um das Jahr 1260. Hufeisen schon eine ganz bekannte Sache waren. Es hat aber Beckmann in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen“ (B. 3. St. 1. 1790.) erwiesen, daß die Hufeisen noch älter sind. Er widerlegt daselbst erst diejenigen, welche schon bey den Griechen und Römern Hufeisen finden wollten, und zeigt, daß die Hufe des Juges Viehes derselben zwar mitunter bekleidet waren, aber mit einer Art Schuhen von Flechtwerk oder von Leder, welche nicht unten mit Nägeln, sondern oben auf eine andere Art besetzt wurden; Nero und Poppäa ließen diese Schuhe ihrer Mantel mit Gold und Silber verzieren, aber nicht unten sondern oben. Auf alten Kunstwerken findet man diese Schuhe nicht, weil der Fuß dadurch verunstaltet wird; auch wurden sie nur selten angezogen. Spuren von Nägeln unter den Füßen der Pferde findet man aber eben so wenig auf alten Abbildungen, wo doch

die Nägel an den Wagenrädern genau ausgedrückt sind. — Beckmann beweist hierauf, daß die erste gewisse Spur wirklicher Hufeisen („des kühnen Unternehmens, den Thieren unter den Füßen Eisen anzunageln“) im neunten Jahrhundert zu finden sey, wo der Griechische Kaiser Leo VI. (gestorben im Jahr 911.) in seiner Schrift von der Kriegskunst ausdrücklich *σεληνια σιδηρα μετα καρπιων αυτων*, eiserne Monde oder mondformige Sohlen mit ihren Nägeln, aufführt. — Man hat jedoch in alten nordischen Grabmälern auch Hufeisen gefunden, die vielleicht ein noch höheres Alter haben, welches sich aber nicht bestimmt angeben läßt.

Wenn man übrigens in jener Fabel das erwartete neue Datum zum Alter der Hufeisen auch nicht findet, so wird man doch durch die darin dem Fuchs in den Mund gelegte naive Moral entschädigt. — Man findet dieselbe Fabel auch in andern älteren Sammlungen, jedoch ohne die Nägel und mit etwas anders und nicht so glücklich gewandter Moralisierung. Auch Neaume, z. B. La Fontaine (Buch 5, F. 8.) haben sie mit Abänderungen bearbeitet.

A n k ü n d i g u n g.

Meine selbst aufgezogenen Escorial-Merino's haben sich so glücklich vermehrt, daß ich die Böcke für meine

Heerde nicht alle gebrauche, und daher einige schöne junge Thiere, so wie auch alte, die sich im guten Stande

befinden, und noch mehrere Jahre gebraucht werden können, abzustehn habe. Diejenigen Schäferer-Besitzer, die noch an dem Nutzen, den ihnen die hohe Veredelung ihrer Heerden bringen wird, zweifeln, oder auch die Auslage für ganz edle Böcke scheuen, können aus meiner Heerde schöne, starke, veredelte Böcke von der zweiten und dritten Generation bekommen, um einen Versuch zu machen, und, wenn sie aus dem Wohlbestinden ihrer Jöglinge und aus der größern Einnahme für mehrere und feinere Wolle sich von dem guten Erfolge überzeugen, nachher zur höhern Veredelung überzugehn.

Wer sich gleich eine kleine veredelte Heerde ohne große Kosten anschaffen will, dem will ich gern zehn bis zwanzig oder mehrere veredelte Mutterschafe von der ersten Generation mit einem Boek überlassen.

Uebrigens sind die hiesigen Schafheerden völlig gesund, und es findet sich keine Spur von Räude oder sonstigen Krankheiten darunter.

Ich wiederhole noch einmal, was ich früher schon sagte, daß die Aufzucht der Merino's sowohl, als das Geschäft der Veredelung, wozu sich unser Heidschaf wegen seiner feinen

Wolle, die es unter der groben trägt, vorzüglich qualificirt, durchaus mit keiner zu großen Schwierigkeit verbunden, und eins der einträglichsten landwirthschaftlichen Gewerbe ist, wenn nur kein, für Schafzucht überhaupt unpassendes Local gewählt, und nicht leichtsinnig und ohne alle Ueberlegung dabey verfahren wird, woben ich mich kühn auf meine zehnjährige Erfahrung berufe. Diejenigen, die veredelte Schafe aus der Fremde kommen lassen wollen, warne ich, (belehret durch eigene Erfahrung und durch die mehrerer Schafzüchter) keine aus Hannover'schen Schäferereyen zu verschreiben, weil dort in der Regel sogenanntes Schmier-Bieh gehalten wird, bey dem die Räude durch beständige Anwendung ärztlicher Mittel so zurückgehalten wird, daß man diese Krankheit, auch bey der genauesten Untersuchung, nicht bemerkt. Kommen dergleichen Schafe mit dem Räude-Gift im Blute, obgleich völlig gesund scheinend, und für gesund verkauft, unter eine oder in der Nähe einer reinen Heerde: so breitet sich die Krankheit, ungeachtet aller Vorkehrungen, schnell darin aus, und es ist nicht leicht, sie gründlich wieder zu heilen.

Holz kamp.

Breithaupt.

381



A b s c h i e d v o n * *

Sie ist entflohn, der sanften Freuden Fülle;
 Noch fühlt mein Herz des Freundes Abschiedsluß,
 Noch stets umgiebt mich jene heil'ge Stille,
 Noch tönt in meinem Ohr der letzte Gruß.
 Nicht länger war die Wonne mir beschieden;
 Mich trennte des Berufes ernste Pflicht.
 Nun füllte die Sehnsucht mich nach jenem Frieden;
 Ihm träum' und jag' ich nach, — und find' ihn nicht.

So kann der Mensch des Schicksals Macht nie meiden;
 Manch dunkeln Faden sicht's dem Leben ein,
 Es wechselt süße Lust schnell ab mit Leiden,
 Und nichts beständ'ges soll hiemieden seyn.
 Uns stärkt mit Muth im Leiden, das wir wähen,
 Der strengen Pflicht Gefühl bey unserm Thun, —
 Doch nimmer wird gestillt des Herzens Sehnen,
 Und Wünsche lassen nie den Menschen ruhn.

Bei dir, o seltner Freund, hatt' ich gefunden
 Ein stilles, heitres, ruhiges Asyl,
 Wo ohne Zwang hinslossen goldne Stunden,
 Wo nie des Thoren Wort uns lästig fiel.
 Ich sah da nicht die Sucht des eiteln Strebens,
 Nur stille Größe war es, die ich fand;
 Ich ahnete den wahren Zweck des Lebens, —
 Ein Engel zeigte mir des Friedens Land.

Da rief, versenkt in diesen sanften Träumen,
 Mich eine innre Stimme plötzlich wach: —
 Ich blickte wie aus dunkeln Wolken: Räumen,
 Und dachte erst dem höhern Ziele nach;
 Der Rose Gluth schwand vor des Himmels Helle,
 Mir glänzte Zukunft statt Vergangenheit; —
 „Mit Muth gekämpft! auch die rinnt einst die Quelle
 Ersehnter Ruh, dann nennst du dein die Zeit!“

Schmidt.

